



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andt über Stein.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und den Ruhm der Anstalt bis zu nachtheiligem Grade ein rastloser Verbreiter ihrer angeblichen „Vollkommenheiten“. Ein womöglich strengerer, pedantischerer Begründer, Vollzieher und Handhaber der in damaliger Zeit ohnehin noch härteren, als jetzt, bestandenen militärischen Aufsicht, Hausordnung und Disciplin als der, hierin Höchstselt vom preussischen Militär her tief eingelebte, unnachsichtige Herzog. Hierin und zwar in besonderer Beziehung auf die Zopfzeit, in Frisur, Uniform, sogenannte „Propreté“ auf Schnallen, Knöpfe und auf das Auf- und Abmarschiren der Zöglinge von und zu den Lehr- und Schlafsälen und auf die Beschränkung und Gängelung auch der kleinsten Freiheiten der Zöglinge, gemäß grade für die begabtesten derselben ein wahrer Plagegeist, wodurch er der Akademie auch den Ruf der „Isolirung“ und das übertriebene Prädicat einer „Sklavenplantage“ hat zu ziehen helfen. Ungeachtet seiner ziemlich kirchlichen Religiosität doch in den Ausbrüchen seines Anwillens und Zorns vielleicht über strafbare Zöglinge manchmal bis zu beschimpfender Mißhandlung (Koch); gegen ihre Eltern in Rache ausartend (evang. Decan und Fr. v. Sch.); den Zöglingen stets unbegrenzte Dankbarkeit und unbedingte Ergebung eintrichternd und eindresfend“ 2c.

Es mag dies hinreichen, ein Bild von der Sprachweise und Beurtheilungsgabe unsers Kritikers zu geben, zugleich aber auch unsere entschiedene Ansicht zu begründen, daß derlei Verunstaltungen in unserer Zeit unmöglich sein sollten. Das ist bei diesem Stoff und bei der unleugbaren Mühe, die sich der Verfasser mit gründlicher Gruirung der so bedeutungsvollen Erscheinung gegeben hat, doppelt zu beklagen. Ueber allem Besseren, das wir in einzelnen Partien nicht verkennen dürfen, ist das Auge des Verfassers geblendet von einer Manie, die ihn nie frei und unparteiisch urtheilen läßt: je höher ihm der Herzog steht, desto mehr glaubt er den Intendanten erniedrigen zu müssen.

Arndt über Stein.

Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein. Von E. M. Arndt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1858. —

Unter den Glücklichen, denen ein guter Stern auch im hohen Alter noch geistig zu blühen verlieh, ist der alte Arndt einer der am meisten begünstigten.

Den Neunzigem näher als den Achtzigem erfreut er sich, während mancher sonst höher Begabte in diesen Jahren längst an Schwung erlahmte und an Farbe verbleichte, den alten schönen Buchen seiner Heimath Rügen vergleichbar, noch immer dessen, was die Engländer „a green old age“ nennen. Wie lebhaften Antheil er noch an politischen Fragen nimmt, wie treu sein Gedächtniß ist, wie lustig ihm noch die Quelle des Wises sprudelt, wie stürmisch noch sein Haß, wie warm seine Liebe, wie rege seine Phantasie, wie scharf sein Urtheil über Ereignisse und Persönlichkeiten sich gibt, zeigt auch sein neuestes Buch über Stein, seinen, unsern Stein. Mag man ihm an gelegentlichen Wiederholungen etwas von den 89 Jahren anmerken, mag man mit ihm über die Anwendung des Superlativs nicht völlig einverstanden sein, mag man hier und da einen Ausdruck oder Vergleich zu derb finden, seine Ansicht von der Rolle, die Friedrich Wilhelm in und nach den Freiheitskriegen als „Ritter, der seine verlorne Geliebte sucht“, spielte, als gar zu gutherzig nicht unterschreiben können, über die Theilung Sachsens sehr anderer Meinung sein und in der Anordnung des Ganzen das Eine und das Andere besser gruppirt wünschen, man vergißt diese kleinen Mängel bereitwillig vor dem Bilde des rüstigen Greises, das uns auf allen Seiten des Buches entgegentritt.

Das Buch stellt sich uns schlicht und anspruchslos als eine Sammlung kleiner Porträts und Anekdoten dar. Aber es ist mehr als das. Es ist zunächst, indem es Stein vorzüglich von der gemüthlichen Seite ins Auge faßt, eine wesentliche Ergänzung des Bildes, welches uns Berg von dem Reichsfreiherrn geliefert hat. Sodann aber versetzt es, indem aus den Schilderungen allenthalben jener kernhaft fromme, jener stolze und trotzige, wehrhafte und kampfesfreudige Sinn hervorleuchtet, der das norddeutsche Volk zu den Freiheitskriegen aufbrechen ließ, lebendig in die Stimmung jener großen Zeit der Wiedergeburt. Wir hören zwischen gemüthlichen Scherzen und lustigen Erzählungen hindurch den Sturmhauch des Gottes, der Eisen wachsen ließ, weil er keine Knechte wollte, und wir stehen mitten in der Empfindung, mit der die Nation, Stein voran, sich aufmachte, diesem Gotte zu dienen. Wir lassen uns endlich, obgleich wir es gleich manchem Andern vom Inhalte des Buchs schon wissen, gern von einem, der selbst mit beim Werke war, noch einmal erzählen, daß nicht Russen, sondern Preußen, und nicht Fürsten, sondern Privatleute es waren, welche die ersten Schritte thaten, um Deutschland von der Knechtschaft Napoleons zu befreien. Darin liegt der Hauptwerth des Buches, das in dieser Beziehung ein erbauliches der besten Art ist. Nebenher sind wir dem Verfasser aber zugleich für manches gutgezeichnete Charakterbild aus der Zahl seiner Erinnerungen dankbar, und endlich befinden sich auch unter den Anekdoten mehre neue, und selbst wo sie bekannt sind, lassen wir sie uns aus diesem Munde recht wohl noch einmal gefallen.

Die Mittheilungen Arndts über Stein umfassen einen Zeitraum von zwanzig Jahren. Im Kometenjahre 1811 machte er die persönliche Bekanntschaft seines Ritters, der bald sein Freund wurde; 1831 folgte er dem Zuge, der seine Leiche in die Gruft von Fröcht führte. In dieser ganzen Zeit haben die beiden in mehr oder minder lebhaftem Verkehr, aber stets auf freundschaftlichem Fuß miteinander gestanden. Arndt ging in jenem Jahr, da er sich als Universitätslehrer in Greifswald durch den Zorn der freien Rede die Acht Napoleons zugezogen, gleich Stein und andern Geächteten oder anrücklich Gewordenen nach Petersburg, wo sich Gelegenheit bot, den in Deutschland unmöglich gewordenen Kampf mit den Franzosen fortzusetzen. Gegen Ende Augusts stand er hier vor Stein, der ihn gerufen. „Gut, daß Sie da sind. Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen,“ sagte der Freiherr zum Professor. Die Hoffnung erfüllte sich. Stein wurde der Vertraute und bald der erste Minister Kaiser Alexanders, Arndt, der „literarische Mitläufer oder Beiläufer“ Steins, als welcher er politische Flugblätter schrieb, einen Theil von der Correspondenz des Ministers führte und vorzüglich „für die Bestimmung und Vertheidigung der deutschen Legion manchen Tintentropfen aus der Feder laufen ließ.“ In dieser Stellung kam er mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der russischen Hauptstadt und des Kreises von Fremden, der sich damals dort aufhielt, in Berührung, kehrte er später mit Stein nach Deutschland zurück, war er hier mit ihm in Krieg und Frieden vielfach thätig, bis er zuletzt mit ihm die Jahre der Muße auf seinem Schloß im Rheinlande theilte.

Wir deuten das, was er von den Nebenpersonen seiner Erlebnisse mittheilt, nur kurz an, um Raum zu haben für Arndts Porträt von der Hauptperson, die den Deutschen nicht oft genug zur Verehrung ausgestellt werden kann. Von besonderem Interesse sind aus den Kreisen der petersburger Erfahrungen die Bilder von der schönen Gräfin Lieven, von Nesselrode, der den Auftrag hatte, „dem gewaltigen Löwen Stein bisweilen in die fliegenden Zügel seiner Entschlüsse und Worte zu fallen,“ und deshalb von ihm ein „kleiner blanker kriechender Taschenkrebs“ gescholten wurde, von Graf Münster, dessen Junkerei dem Freiherrn schon damals zuwider war, der ihm aber doch als braver zuverlässiger Mann erschien — eine Täuschung, über die er sich später, als Münster gegen Preußens Interesse arbeitete, nur zu klar wurde. Ferner werden uns vorgeführt: der in seinen Sitten leichtfertige, sonst tüchtige und bedeutende Graf Armselt, Statthalter von Finnland, Wilhelm Schlegel, der unter den gestiefelten und gespornten Deutschen in Petersburg „wie ein blankgeschniegelter französischer Abbé in Schuhen mit goldnen Schnallen und schneeweißen seidnen Strümpfen erschien“ und hinter allen Thüren und Tapeten Ohren vermuthend, nur leise zu flüstern wagte, die Staël, die feurig patriotische Herzogin Antonie von Württemberg, die Kaiserin Mutter, die anmuthige,

geistreiche Gräfin Deloff, „welche von Stein wie von einem höhern Geist angeweht schien, und auch ihn wie ein Frühlingswind voll Maimonddust und Jugend wieder zu durchwehen schien.“ Dann in bunter Reihe der Kaiser Alexander, der Präsident von Schön, der Oberpräsident von Auerwald, der Fürst Wittgenstein berüchtigten Ungedenkens, dessen schmutzige Lebensgeschichte nach Steins Worten mitgetheilt wird (der Schluß: „Es ist ein Jammer, aber selbst gute Könige gewöhnen sich zuletzt an solche lächelnde Altweibergesichter; es ist ihnen oft bequem, auch solche um sich zu haben, denen sie in übler Laune nöthigenfalls einen Fußtritt geben können,“ enthält eine Bemerkung, die auch in der jüngstverflossenen Zeit des preußischen Hoflebens ein und das andere Beispiel für sich hatte), die Gräfin Dohna, Scharnhorsts treffliche Tochter, Kogebue, Knefebeck u. a. Kogebue enttäuschte Arndt außerordentlich. Er hatte sich in ihm einen gewandten, ja etwas ritterlichen Hofmann vorgestellt, fand aber in seiner Erscheinung „etwas von einem Lumpentrödler und Altsflicker, einem länglichen vornüber gebückten Mann mit freundlicher, halb zutraulicher, lauschiger Geberde; ja wie ein rechter Eurifay sah der Mann aus, so blinzelten seine Augen rings umher, als ob er jedem etwas abhören wollte.“ Günstig dagegen urtheilt Arndt über Knefebeck, dessen Charakter vielfach falsch aufgefaßt worden ist. Man hat ihn als von Junkervorurtheilen erfüllt dargestellt. Arndt sagt, umgekehrt, er habe sich früher sogar republikanischen Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit zugeneigt und sei sein Lebenlang ein freisinniger Mann gewesen. Seine Kränklichkeit und sein melancholisches Temperament nur hätten bisweilen bei seinem Einfluß auf den König Schaden gestiftet. „Bei seinen Sendungen zum russischen Kaiser hat er treue und gute Dienste geleistet, hat über Preußens geographische und militärische Stellung zu Rußland und Polen und über Preußens künftige Grenzen viele nöthigste und nützliche Winke gegeben. Wenn man diese Winke bei den Unterhandlungen nur befolgt hätte, oder bei dem hastigen Sturz und Uebersturz der Dinge, wohinein später die ganze europäische diplomatische Kunst mitspielte, nur hätte befolgen können.“

In Dresden sah Arndt Goethe, der ihm in seiner ungläubigen Hoffnungslosigkeit in Betreff des Sieges der guten Sache sehr unerfreulich war, Körner und den geschwägigen Böttger. In Reichenbach machte er die Bekanntschaft des liebenswürdigen Grafen Geßler, der ihm bald ein treuer Freund wurde, des russischen Diplomaten Pozzo di Borgo, Niebuhrs und des bairischen Schwindelpatrioten Graf Reisach.^{*)} Aus den letzten Bogen interessirt vorzüglich, was von dem Verkehr Steins mit Goethe und dem Großherzog von Weimar und Köln erzählt wird. Ueber den letztern theilen wir später Einiges mit. Von Goethe erfreuten Arndt sein herrliches Antlitz, seine stolze

^{*)} Von Baiern wegen schlechter Streiche gerichtlich verfolgt, später Demagogenschmüßler für die Firma Wittgenstein-Kampff, zuletzt von Bodelschwingh auch in Preußen weggejagt.

breite Stirn und seine schönen Augen. „Aber doch gewahrte ich,“ fährt er fort, „ein kleines Mißverhältniß in der Gestalt des schönen Greises: wenn er stand, gewahrte, wer dergleichen überhaupt sehen kann, daß sein Leib eine gewisse Steifheit und gleichsam Unbeholfenheit hatte.“ — „Goethe war ja Minister und Excellenz und in Wahrheit eine der excellentesten Excellenzen des Vaterlandes, aber hier in Köln wie? wie? Es kamen von den jungen Offizieren, die in Köln standen, einige sich vor ihm zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Ministersöhne, Baronsöhne, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal Unsereiner, nicht die Mühe abgezogen hätte — und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der Untere. Eine solche Ungefügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadeligen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmüthigen, liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wol oft als Haffart ausgelegt worden.“ Andere haben das Gegentheil, darin sehen wollen. Arndt aber löst sich das Räthsel auf eine andere Art, die überraschend genug ist — „seine Beine waren um sechs, sieben Zoll zu kurz.“ Goethe hat nach ihm als Zukurzbeiniger in seiner Jugend „als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittschuhläufer nimmer ein Leichtfliegender sein“ können, und aus dem Gefühl dieses körperlichen Mangels (der mit sechs, ja sieben Zoll mehr Bein sicher in eine Ungeheuerlichkeit umgeschlagen wäre) hat er „in Schilderungen seiner sogenannten ritterlichen Männer (ein Jarno und Consorten) auf jene körperliche Beweglichkeit und Gewandtheit, welche jeder Jagdjunker und Kammerjunker von Kind auf leicht und umsonst gewinnt, wie mir dünkt, im Kleinen einen zu großen Werth gelegt.“

Endlich mag hier noch stehen, was Arndt über Hardenberg urtheilt. Niebuhr haßte ihn, verachtete ihn sogar. Auch Stein mochte ihn zuletzt nicht mehr. Aber die harten Urtheile der beiden über den Staatskanzler, auf welche das Bild gegründet ist, das Herz von ihm entwirft, wurden „Briefen entnommen, die wie alle Briefe nur den Ausdruck des Gefühls des Augenblicks enthielten.“ Arndt hörte „Stein zwar oft auf Hardenberg schelten, aber einmal — und zwar zur Zeit entscheidendster Momente — auch ein gerechtes und billiges Urtheil über ihn fällen, ja sogar ihn loben.“ So wenig wie Stein einst vermocht hatte, Friedrich Wilhelm und Alexander zu bestimmen, daß sie in Sachsen Aushebungen von Kämpfern gegen Napoleon gestatteten, so wenig vermochte Hardenberg in Paris, als es galt, Preußen gute Bedingungen zu verschaffen, den „blöden und scheuen“ König zu einer mündlichen Besprechung mit Franz und Alexander zu gewinnen, bei welcher, wie Stein glaubte, seine Angelegenheiten sicher abgemacht worden wären.

Wir gehen jetzt zu dem Bilde von Stein über, welches wir uns aus

den verschiedenen Stellen, wo von ihm die Rede ist, musivisch zusammensetzen. Als Arndt ihn das erste Mal sah, erinnerte er ihn lebhaft an Fichte. „Ja, mein Fichte, mein alter Fichte war es fast leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte bisweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschied, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stoßen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war, als bei dem Sohn des armen lausitzer Webers.“ Er war, „ein rechter Kurzbold“, dem Gedrungenen näher als dem Schlanen, „der Leib stark und mit breiten deutschen Schultern, Beine und Schenkel wohl gerundet, die Füße mit scharfer Kist, alles zugleich stark und fein, wie von altem Geschlecht, dessen er war; seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem Leibe ruhte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene Gelsstirne, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben solle“, darunter trat eine mächtige Adlernase hervor, und unter dieser sah man einen fein geschlossenen Mund und ein Kinn, das ein wenig zu lang und zu spiz war. Seine Augen waren braun, wie Goethes Augen, „nur mit dem Unterschiede, daß das Goethische Auge breit und offen meist in mildem Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr bligte.“ Auf seinem Gesicht spiegelten sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung gleichsam zwei verschiedene Menschen ab. „Seine Stirn, meistens auch sein Blick wurden von dem Nebelgewölk des Verdrusses oder vollends von den düstern Donnerwolken des Zornes selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare heitere Olymp eines herrschenden, bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen, empörten Triebe, die wol an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Geberde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwindes, der rein fegen und niederstürzen sollte, aber es war in ihm auch lieblicher Sonnenschein und fruchtbarer Regen für die Welt und sein Volk gelegt.“ Savigny sagte von ihm: „Welch ein prächtiges, herrliches Sultansbild habe ich in Stein gesehen!“ Arndt sagt: „Ja es war ein imperatorischer, ein königlicher Mann, meinethalben ein Sultansgebild — alle Sultane sind doch nicht Menschenwürger gewesen.“ Es erschien ihm oft, daß er schwer werde dienen können, daß er immer in erster Stelle stehen müsse. „Seiner Sturmwindnatur und daß es in ihm oft zu

wild brausen und stürmen wolle, daß er in seinem Ungestüm zuweilen dem Jähzorn Preis gegeben sei und daß es dann mit ihm durchgehen könne, war er sich wohl bewußt und klagte sich dann zuweilen wol über alle Gebühr an, wie es denn seine Art war, als ein wahrhaft demüthiger und rechtschaffener Mann seine Fehler nicht nur anzuerkennen, sondern auch wieder gut zu machen. Das habe ich an mir selbst und an vielen andern oft genug erfahren.“ Mochten manche, die sonst tief unter ihm standen, ihn an Kenntnissen und Geschicklichkeit übertreffen, so war er dafür in jedem Augenblick ganz und voll, was er war; er hatte „in jedem Augenblick sein Geräth und Waffen fertig ganz und voll bei sich: die Revolvers, die Umroller und Ausroller seines Geistes hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand, in hellen frischen Stunden bligte nicht bloß Verstand, sondern auch Wiß auf Wiß aus seinem Munde.“ — „Festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen, selbst in heftiger Aufregung und im zornigen Muthе purzelten und stürzten seine Worte nimmer unordentlich durcheinander. Geradaus und Geraddurch! war sein Wahlspruch. Muth und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme und verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt nimmer Ja und Nein willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offnes freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben, mit seinem unbezwinglichen Muthе und seiner Tugend und Kraft.“

Wir geben, ehe wir in der Ausmalung der Züge des Trefflichen und Gewaltigen fortfahren, einige Beispiele, welche das bisher Gesagte ins Licht zu setzen geeignet sind:

Eine Probe seines Freimuths, welche „alle Russen zum Erschrecken und zur Bewunderung hinriß“, wurde Arndt vom Minister Uwaroff erzählt. Als der Rückzug Napoleons von Moskau bekannt worden war, hatte die alte Kaiserin, von dem allgemeinen Siegesmuth angesteckt, bei Tafel „dem Minister Stein gegenüber ihre stolzen würtemberger Lippen ungefähr mit den Worten aufgethan: „Wenn jezt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein.“ — Bei diesen Worten sah man Stein im Gesicht roth und längs seiner großen Nase vor Zorn weiß werden, sich erheben, verneigen und in geflügelter Rede also erwidern: „Ew. Majestät haben sehr unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues, tapferes Volk, welchem Sie anzugehören das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder, Bettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791 bis 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte Schuld, man wußte

es nicht zu gebrauchen: hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit gethan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder oder Weichsel, geschweige über den Dniestr gekommen.“ — Und die Kaiserin hatte die Rede aufgenommen, wie sie nicht anders konnte, und mit aller Fassung gedankt: „Sie mögen vielleicht Recht haben, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lecture.“

Es sei hierzu bemerkt, daß die Kaiserin vorher allen Kleingläubigen und Feigen vorangewesen war. Ebenso ihr zweiter Sohn Konstantin, der auf die Nachricht vom Brande Moskaus „durch alle Gassen und Paläste Frieden! Frieden! schrie.“ Ebenso eine Anzahl anderer Russen. Aber während dieser Schreckenstage voll Angst und Erschütterung, fährt Arndt fort, „stand mein Ritter fest und unerschütterlich da. Nie habe ich ihn frischer und rüstiger gesehen, als in diesen entscheidenden Wochen. Auch Kaiser Alexander stand und hielt fest. Ich habe nicht mitgesehen im innern Rath und weiß nicht, wie viel er sich auf Steins Muth und Tugend gestützt hat; genug, trotz aller Neigungen und Senkungen nach der andern Seite hin und trotz Napoleons Sendungen, Friede ward nicht geschlossen.“ Er wurde — schon das spätere Verhalten Alexanders, als Stein nicht mehr sein Berather war, zeigt es, aber auch Arndt sagt es im weitern Verlauf indirect — deshalb nicht geschlossen, weil Stein ihn nicht wollte. Gewiß, Arndt hat nicht mit im Rath geseffen. Er wurde aber sehr bald in die Stellung eines Geheimsecretärs Steins erhoben und las in dieser dessen Correspondenz mit dem Kaiser, aus welcher hervorging, daß dieser sich auf Stein allerdings sehr viel stützte. „Lehrreich, oft entzückend und erfreulich waren diese Steinschen Aufsätze und Briefe durch die Einblicke in das ganze volle stürmische Herz des Mannes und in die Großartigkeit, womit er die Dinge vor dem Kaiser Alexander behandelte, um das ganze seit dem tilfiter Frieden befolgte, zugleich ebenso schwächliche als treulose System zu lockern und zu brechen und den zähen Träger desselben, den Minister Romanzoff vom Staatsruder herunterzustürzen. Wenn ich nun in diesen Papieren und Briefen Steins Art und Rede zu Alexander las und wie er die Politik der letzten fünf Jahr malte, und den schleichenden honigsüßen und honigweichen Charakter an den Galgen der Schande hängte, bei welcher Malung und Hängung doch einige Schmutzflecke auf den Kaiser abspritzen konnten, so erkannte und bewunderte ich die ganze Herzhaftigkeit und Muthigkeit Steins.“

Charakteristisch ist ferner das Verhältniß Steins zu dem Herzog von Oldenburg, der damals an die Spitze jener deutschen Legion treten sollte. Der Herzog „wollte alles mit, durch und für die Fürsten anfangen und in ihrem Namen Deutschland! rufen (auch später von kleinen und kleinsinnigen Gefrönten, namentlich gegen Preußen, häufig geschehen), Stein aber meinte

mit einem sehr spanischen Gefühl, auch den Fürsten müsse man erst lehren, wieder deutsch zu gehorchen und nicht zu glauben, daß Gott allein für sie die Welt geschaffen habe“, und bei dieser Meinungsverschiedenheit kamen der Weserfürst und der Rheinritter immer weiter auseinander.

Ganz besonders bezeichnend ist die Art, wie Stein sich in Köln zu dem Großherzog von Weimar stellte. Der hochgeborne Freiherr schien dem höher gebornen Fürsten auch nicht einen Augenblick unterlegen, ja wo von ernstlichen Dingen gesprochen wurde, schien Stein immer als Fürst und der andere oft nicht viel über dem Diener zu stehen, und der Herzog mußte sich wiederholt Dinge sagen lassen, die eine Zurechtweisung in bester Form enthielten. Eines Abends begann Karl August, der eben von Stuttgart gekommen und noch warm von den Eindrücken der nächstverfloffenen Wochen war, auf die württembergischen Stände zu schelten und meinte, daß sein dortiger Herr Vetter Recht habe, die von ihnen erhobnen Ansprüche nicht zugestehen zu wollen. Er that dies in den herkömmlichen Ausdrücken von „spitzköpfigen Schreibern und Advocaten“. Da nahm Stein das Wort: „Ew. königliche Hoheit mögen in einigen Stücken Recht haben, ich will auch alle Künste und Kniffe der Schreiber und Advocaten in der Welt nicht vertreten. Aber Ew. H. sprechen und empfinden hier wie ein Fürst; der König von Württemberg darf aber nicht vergessen, daß Napoleon ihm nicht schenken konnte, was nicht sein war. Die Württemberger, die Städte und ihre Bürgermeister und Schreiber haben den kleinen Grafen von Tef zum Herzog gemacht, indem sie den Reichsadler und die Reichsunmittelbaren ausgekauft und weggekauft und das Gebiet erworben und abgerundet haben. Sie hatten ihre ständischen Rechte und Freiheiten, und die verlangen und fordern sie wieder.“

Eine weit nachdrücklichere Zurechtweisung zog sich der Großherzog bekanntlich von Stein bei einem Gespräch über Zacharias Werner zu, wo die königliche Hoheit auf die Bemerkung Steins, Werners cynische Ansicht vom weiblichen Geschlecht sei eine fürstliche, den Freiherrn erinnern zu dürfen glaubte, daß auch er wol nicht immer wie Joseph gelebt habe.

Ging Stein mit Fürsten so rücksichtslos um, so waren vornehme Privatpersonen noch weniger vor seinem Freimuth sicher. „Er mag kommen,“ läßt er dem in Berlin viel geltenden Fürsten Wittgenstein, der sich ihm anmeldete, sagen, „aber er wird mirs nicht übel nehmen, wenn ich ihn die Treppe hinabwerfen lasse.“ Aehnlich ging es jenem Grafen Reisch, und sehr übel wurde von ihm der bairische Heros Fürst Wrede behandelt. Wir geben die Geschichte, die sich neben dem Denkmal, welches man dem Herrn später setzte, eher wie alles Andere als wie eine Ehrensäule ausnimmt, als Beitrag zum Verständniß des Charakters des Vielgefeierten.

„Stein ist einen Tag zum Mittagessen auf dem Landhaus seines Bankiers Meyler und Comp. Als sie eben beim Kaffeetische sitzen, fährt ein prächtiger Wagen vor, und der bairische Feldmarschall Graf Brede läßt sich melden. Bei diesem Ton springt Stein auf, öffnet die Thür und ruft seinen Leuten zu sogleich anzuspannen. Meylers wollen ihn halten, aber er eilt hinaus, sagend: Mit einem solchen verfluchten Räuber sitze ich nicht in demselben Zimmer. Er läßt den Baier an sich vorübergehen und fährt fort.“ Dieser Zorn gegen Brede hatte seine Veranlassung darin, daß von allen deutschen Truppen unter französischem Commando in Norddeutschland die Baiern und die Darmstädter durch Rohheit, Zuchtlosigkeit und Plünderungssucht den schlechtesten Ruf hinter sich gelassen hatten. „Brede ward wol mit Recht beschuldigt, den Seinigen nicht nur vieles nachgesehen, sondern ihnen auch das böseste Beispiel gegeben zu haben. Bei einem solchen Beispiel hatte ihn nun Stein erfaßt und zwar recht tüchtig angefaßt. Brede war in Schloß Dels in Schlesien einquartirt, im Schlosse des Herzogs von Braunschweig. Hier hatte er es ganz den gierig unverschämten französischen Räubern nachgemacht, dem Soult, Massena und ihresgleichen, welche das Silber, womit sie von ihren Wirthen bedient wurden, nach der Tafel gewöhnlich einpacken und mit ihrem Gepäck wandern ließen. So hatte Brede in Dels bei seinem Abzuge alles herzogliche Schloßsilber mit zu seinem Feldgepäck legen lassen. Der arme Schloßvoigt hatte dem nicht wehren gekonnt, hatte aber, damit er selbst nicht für den Räuber und Dieb des herzoglichen Silberschatzes gehalten würde, den Marschall um einen Schein gebeten, daß er in Kraft des Kriegsbefehls es sich habe ausliefern lassen. Und wirklich hatte der Feldmarschall ihm den genau specificirten Schein bei seinem Abmarsch in einfältiger deutscher Ueberraschung unterschrieben. Dieses Papierchen ward nun im Jahr 1813 Steins Händen übergeben und Brede hatte den Werth des Raubes im folgenden Jahre mit einer hübschen Summe Geld zurückzahlen müssen.“

Stein war für Erhaltung von Familienbesitz und zu dem Zweck für Erhaltung von größern und kleinern Gutscomplexen, als welche allein sich vererben. Er sah hierin nicht bloß eine Befestigung des Glücks, sondern noch mehr eine Befestigung der Tugend, und klagte, daß mit der allgemeinen Wandelbarkeit des Grundbesitzes auch eine Wandelbarkeit und Verflüchtigung der Gemüther, eine Auslöckerung der Sitten verbunden sein werde. Wir theilen diese Ansicht nicht, finden es aber thöricht, wenn man ihn deshalb einen Ultraaristokraten und nichts weiter gescholten hat. Er „war kein Junker, der nur um sich greifen und auf Kosten der Bauern und Kleinen das Gebiet seiner Schlösser und Forsten fein und schön schließen und abrunden wollte.“ Er wollte nur, daß die Familien der Bauern ebenso im Besitze der

Güter ihrer Väter geschützt sein sollten, als die Söhne und Enkel der Adelligen. Weil dies in Westphalen noch bestand, hatte er dieses Land der rothen Erde so lieb, fühlte er sich auf diesem Boden heimischer als in Nassau. Ueberhaupt aber „war sein Blick seit den Schlachten an der Ragbach, bei Dennewitz und bei Leipzig, nur nach dem Norden gerichtet, nach dem Volke, was zwischen der Weser, Elbe, Weichsel bis zum Pregel wohnt, nach dem glorreichen Stamm, der dieses Volk beherrscht, nach den Hohenzollern. Der Geist und Muth seiner Jugend, die nur dem großen Friedrich von Preußen dienen gewollt, erwachte wieder, als er zum Greise geworden.“ „Hier sah er Deutschlands Zukunft aufdämmern, hier die Macht und Herrlichkeit, wovon wir schon in den Jahren 1813 und 1815 geträumt hatten.“

Wir kommen zum Schluß. Stein war fromm, wie er tapfer und redlich war. Aber selbst in ernstern Gesprächen führte er Gott selten im Munde. „Nichts war ihm verhaßter als Maulchristen, ja selbst Mundchristen wurden ihm leicht verdächtig als Gleisner und Scheinheilige.“ „Er pries sich glücklich, daß er durch seine Eltern ein Lutheraner war.“ „Er glaubte das Erlösungswerk des lutherischen Katechismus.“ Wenn er aber darauf zu sprechen kam, so sagte er: „Das ist ein Geheimniß, wobei einem verworrenere wird, je mehr man darüber schwätzt und flügelt; vor einem Geheimniß stehe ich still, daran glaube ich, aber von Gott weiß und fühle ich was.“ Sonntags ging er mit seinen Kindern und Hausgenossen immer in den Vormittagsgottesdienst. Da sagte er: „Man geht oft in die Kirche ohne Herzensbedürfniß, aber ein alter Mann und ein Hausherr ist der Jugend ein Beispiel schuldig, und oft nimmt man doch etwas mit nach Hause, was man nicht gehofft hatte.“ Ueber gewisse Geistliche äußerte er: „Die dummen Kerle haben die Capitel vergessen, die im Allerheiligsten der Bundeslade in Gold eingewickelt liegen, vor welchen sie anbeten sollen, sie wissen viel mehr zu schwagen und Glossen zu machen über die Ochsen und Esel, welche die Bundeslade ziehen sollen. Das Herz empor! und den Hut ab in Ehrfurcht! Das empfinden sie nicht. Je nun, wir können uns doch trösten, ist die Predigt schlecht, so klingt doch noch mitunter ein Lied von Doctor Luther oder Paul Gerhard, und wenn man fromm sein will, so gehts doch.“

Stein starb den 29. Juni 1831. Arndt nennt ihn unsern zweiten Arminius, den größten Deutschen des 19. Jahrhunderts neben Goethe, Deutschlands politischen Martin Luther „seiner ganzen Natürlichkeit nach, an Leib und Geist, auch mit denselben Tugenden und Fehlern.“ Wer das Leben und die Schriften des Generals Friedrich von Sager kennt, wird sich noch zu einem dritten Vergleich hingeführt sehen. Friedrich von Sager hatte alles, was an Stein preiswürdig war, und mehr als das, er war zugleich ein in allen Dingen vollkommen klarer, vollkommen durchgebildeter Geist. Er, wenn

überhaupt irgend jemand — hätte die Aufgabe unsrer Nation im Jahre 1848, die er Jahrzehnte lang vorausgesehen und für alle Folgezeit so präcis formulirt hatte, daß kaum noch etwas daran zu ändern sein wird, lösen können, wie Stein die Aufgabe von 1812 löste. Sein Tod an der Schwelle einer solchen Wirksamkeit war der schwerste Schlag, der damals unsre Hoffnungen traf.

Bilder aus Griechenland.

4.

Die Alterthümer unter der Burg. — Das moderne Athen.

Wie man in Aegypten die Wunderbauten von Karnak und Luxor zuletzt sehen sollte, da nach ihnen alle andern an Wirkung verlieren, so sollte man in Athen die Akropolis nicht eher besuchen, als bis man die Reste des Alterthums betrachtet hat, die außer ihr übrig sind. Allein hier wie dort vermag nur eine sehr starke Selbstbeherrschung dem Zauber zu widerstehen, der das Gemüth am Guten vorüber zum Besten hinzieht, und so mag denn häufig der Fall eintreten, mit dem die Regel droht: wir verlernen das Bewundern, verlieren es in der Erinnerung an jenes Beste und Größte wenigstens zum Theil. Dies ist in Athen noch weit mehr der Fall als in Aegypten. Tritt hier, wenn wir vor den Tempeln von Denderah, von Kom Ombo, von Esneh oder Philä stehen, das Bild der Pylonen und Säulenhallen, der Kolosse und Obelisken der Stätte von Theben nur als ein Andenken, als Schatten zum Vergleich neben uns, so ragt dort über den Bauten der untern Stadt die Akropolis in unmittelbarster Nähe als prächtige, überwältigende Wirklichkeit vor dem Blick des Beschauers, und während sie uns erhaben wie ein Weihgeschenk der Götter erscheint, empfinden wir vor allem Andern nur wie vor schönem Menschenwerk. „Er liegt recht niedlich da, fast wie ein Toilettenkästchen,“ dachte ich, vom Parthenon zurückkehrend, als der Theseustempel sich unten zeigte. Und ebenso ging mirs mit dem Tempel der Winde, mit dem Denkmal des Lysikrates, dem Thor Hadrians. Alle wirkten auf den ersten Anblick kaum anders, als anmuthige Nippes, und es bedurfte auch später, wo ich durch Concentrirung der Aufmerksamkeit auf ihre Details zum vollen Genuß ihrer Schönheit gelangt war, der Abwendung von dem Gedanken an jene Schöpfung des Perikles und Phidias, um nicht irre zu werden.